Zeitschrift: Schweizer Ingenieur und Architekt
Herausgeber: Verlags-AG der akademischen technischen Vereine
Band: 111 (1993)
Heft: 36

Artikel: Zur Kopierbarkeit von Denkmälern
Autor: Odermatt, Bruno / Fischer, Manfred
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-78230

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

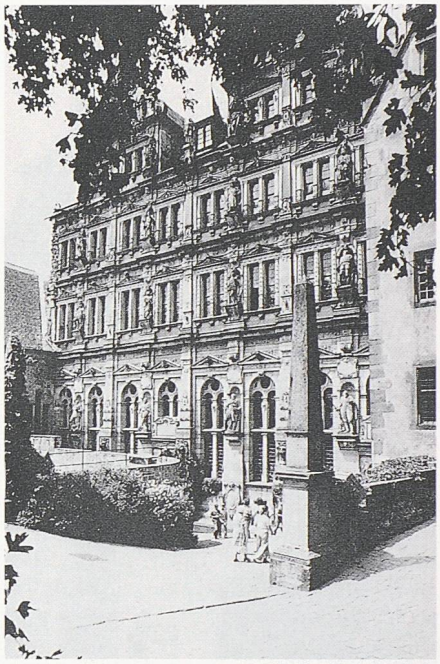
Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

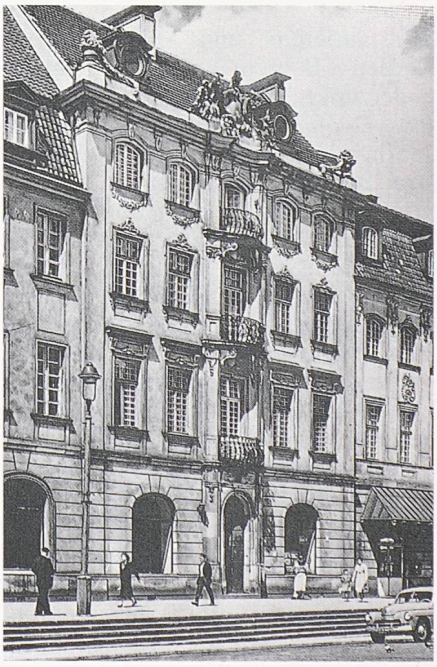
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Kopierbarkeit von Denkmälern

Das Problem der Rekonstruktion von Baudenkmälern gehört zu den essentiellen Daueraufgaben der Denkmalpflege. In der Öffentlichkeit ist die Frage vor allem auf der emotionellen Ebene gegenwärtig. Wo immer sie zur Diskussion steht, werden die Positionen mit Vehemenz vertreten. Die jüngsten Beispiele sind das Berliner Schloss und die Frauenkirche in Dresden. Der Beitrag behandelt Allgemeines zum konkreten Anlass.



Der Friedrichsbau im Heidelberger Schloss, 1689 zerstört, 1903 wiederaufgebaut



Haus der Familie Prazmowski in Warschau, 1949 rekonstruiert

Vorbemerkung

An der Frage nach der Rekonstruktion oder Kopierbarkeit von zerstörten Baudenkmälern entzündeten sich seit jeher harsche Auseinandersetzungen nicht nur in Kreisen der professionellen Denkmalpflege. Besonders in jüngster Zeit weitet sich das Gespräch auch in der Öffentlichkeit zum mehr oder minder kompetent betriebenen Glaubenskrieg, bei dem das bare Engagement oft über die Sachkenntnis obsiegt. So einfach allerdings, wie ein deutscher Denkmalpfleger im Jahre 1964 die Sache der Rekonstruktion vertrat, liegt das Problem wohl aber doch nicht: «Warum sollten wir es nicht tun? Wir sind heute technisch in der Lage, alle Teile wieder so herzustellen, wie sie früher waren. Man wird nicht feststellen können, was alt oder neu ist.» Den Kern der Sache hat er jedoch damit schon angereizt. Die Frage ist: Reicht die Möglichkeit des technisch Machbaren – und die Wahrscheinlichkeit, das Neue nicht vom Alten unterscheiden zu können – zur Rechtfertigung des Rekonstruierens schon aus? «Der Problemkreis ist letztlich keine Frage des Könnens, sondern eine Frage der Moral» (Mielke). Soll das Auge allein über den Charakter eines Denkmals entscheiden?

In der Vergangenheit gab es immer wieder Wegmarken, die in der späteren Diskussion gleichsam Leitfunktionen ausübten. Für Deutschland – und wohl auch in einem weiteren europäischen Zirkel – war das heftige Für und Wider um die Restauration des Heidelberger Schlosses zum – fast – allgegenwärtigen Bezugspunkt geworden. Der Streit um die Jahrhundertwende hat in der Tat Geschichte gemacht. Heute sind es die Auseinandersetzungen um den Wiederaufbau des Berliner Schlosses und die Rekonstruktion der Frauenkirche in Dresden, die ein altes Thema in der Gegenwart projizieren.

In dem im Verlag Gerd Hatje, Stuttgart, vor kurzem erschienenen Buch «Profil der Architektur» findet sich übrigens eine äusserst lesenswerte Aufzeichnung eines Gesprächs unter namhaften Architekturkritikern zum Problem Schloss Berlin. Auch sei in diesem Zusammenhang wieder einmal auf das ausgezeichnete Buch von Friedrich Mielke «Die Zukunft der Vergangenheit – Grundsätze, Probleme und Möglichkeiten der Denkmalpflege» hingewiesen!

Beim nachfolgenden Beitrag von *Manfred Fischer* handelt es sich um die leicht gekürzte Fassung eines Vortrages, den der Verfasser anlässlich der Jahrestagung der Landesdenkmalpfleger der Bundesrepublik in Heidelberg im vergangenen Juni gehalten hat.

Bruno Odermatt

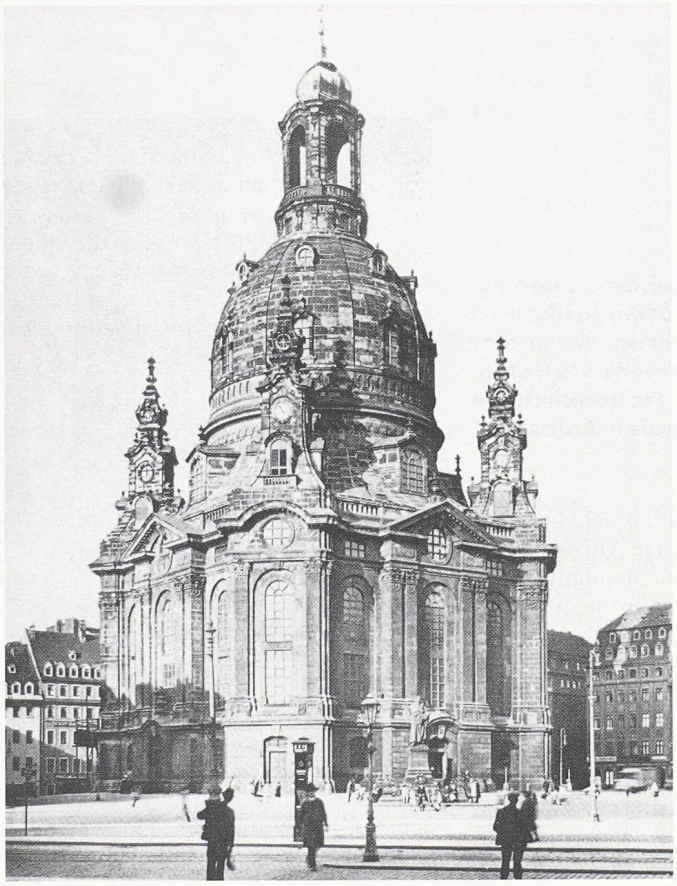
Der konservatorische Auftrag

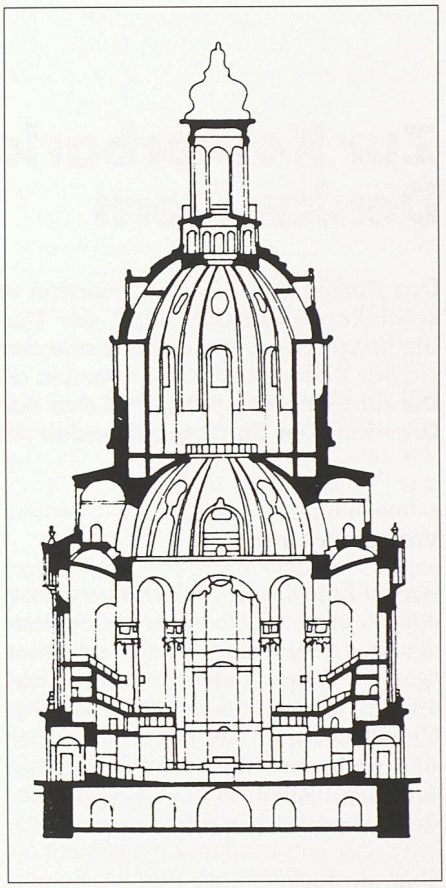
In dieser Stadt ist es legitim, ganz grundsätzlich über den spezifischen konservatorischen Auftrag nachzudenken, den die Denkmalpflege zu erfüllen hat. Der Begriff des Denkmalpflegers,

VON MANFRED FISCHER, HAMBURG

der im mittleren 19. Jahrhundert noch die Einheit von Person und Institution meinte, ist weitgehend in hierarchischer Auffächerung und Titelfülle verlorengegangen. Die Zuständigkeit für Denkmalpflege ist in der Öffentlichkeit meist nur diffus bekannt, und nur die Fachleute wissen Bescheid, wenn sie den Kollektiv – Singular «Die Denkmalpflege» gebrauchen. Sie gehen dabei oft von der Fiktion der Alleinzuständigkeit aus. Heute sehen wir uns freilich auf diesem Feld einem dichten Geflecht von Akteuren und Teilzuständigkeiten gegenüber, schon durch die Unterschiedlichkeit der verschiedenen Denkmalschutzgesetze. Und durch das stark gewachsene Engagement auf vielen Politikfeldern und in der Öffentlichkeit gibt es eine Fülle subsidiärer Institutionen, Vereine und Gruppierungen. So begrüssenswert dies ist, so wächst doch dadurch die Gefahr, dass die Begrifflichkeit und Terminologie, damit also die klaren Inhalte verwischt und missverständlich interpretiert werden.

Auch die Denkmalpfleger bleiben hiervon nicht unberührt. Begriffspaare wie





Die Frauenkirche zu Dresden, von Georg Bähr, 1722. Im Krieg fast vollständig zerstört, soll rekonstruiert werden

«Restaurieren» und «Konservieren» werden z. B. oft in ihrem Bezug aufeinander zitiert, als sei seit den Tagen *Dehios, Dvoraks* und *Riegls* nicht fast ein Jahrhundert vergangen. Vom «Rekonstruieren» ganz zu schweigen. Die Begriffe purzeln in vielen heutigen Argumentationen munter durcheinander. Die Fahrlässigkeit, mit der bisweilen das hohe Adjektiv «städtebaulich» für rein stadträumliche Tatbestände verwendet wird, lässt auf Unkenntnis einer ganzen Disziplin schliessen. Dadurch besteht die Gefahr, gegeneinander ausgespielt zu werden. Es ist daher zu begrüssen, dass im jüngsten Heft der Deutschen Kommission von ICOMOS eine Klarstellung vieler Begriffe für die Fachwelt und die Allgemeinheit erfolgt ist.

Eine solche Klarstellung ist umso nötiger, als zurzeit mit einer Verspätung einiger Jahrzehnte alle diejenigen Fragen wieder virulent werden, die unmittelbar nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges ausdiskutiert zu sein schienen. Man täusche sich aber nicht. Es ist keine Wiederholung dieser Debatte. Wer anderes behauptet, hätte ein halbes Jahrhundert verschlafen. Die Rahmenbedingungen haben sich geändert. Die Denkmalpflege steht heute in einer doppelten Herausforderung, der durch ihre klassischen Antagonisten und der durch ihre falschen Verbündeten. Es erfüllt mich mit grosser Sorge, das einige der entscheidenden Missverständnisse momentan gerade aus der Richtung der Hochschulen kommen, von dort, wo die Ausbildung des Berufsnachwuchses eigentlich in den Händen verantwortungsbewusster Lehrer liegen sollte. Man kann oft nur ahnen, wie sehr der tägliche Umgang mit dem Surrogat des Diapositivs als Lehrmittel sich zwischen die Dinge und die menschliche Erkenntnisfähigkeit schieben kann.

Generationsbedingt mag es sein, wenn heute aus der Erfahrung unserer Äusserlich gepflegt erscheinenden westlichen Städte und durch die momentan nur Zerstörung und Inhumanität meldenden Medien das Phänomen der Ruine wieder ein aktuelles Thema geworden ist. Für manchen mag dies die erste Gelegenheit zu einer unmittelbaren Auseinandersetzung mit dem Thema sein, bei der allerdings die «klassischen» Beispiele aus der Geschichte der Denkmalpflege nur bedingt weiterhelfen. Und der Rückzug auf feste Lehrmeinungen enthebt uns nicht der persönlichen Entscheidung. Denn auch hier stehen wir oft nicht am Ufer des Betrachters und Beurteilers von aussen, sondern wir sind mit unserem historisch geprägten Urteil Handelnde von heute.

Die «schöne Ruine»

Die Ruine des Heidelberger Schlosses, vor 90 Jahren Prüfstein denkmalpflegerischer Theorie und Praxis, ist heute zu weit entrückt, um in der oft existentiellen Betroffenheit Antworten zu geben. Dies beweist die Äusserung des Journalisten *Walter Görlitz* in «Heimkehr und Neubeginn» von 1954, in der er erleichtert feststellte, die Stadt und vor allem die «majestätischen Formen des Schlosses» seien unversehrt geblieben. Unversehrt war also die Ruine, deren Botschaft ja die der Verletzbarkeit und des Vanitas -Symbols ist, oder um es mit *Karl Jaspers* zu sagen «die Botschaft vom Unzerstörbaren des Zerstörten». Wenn etwa *Paul Clemen* in seiner Bekenntnisschrift 1933 sich vehement gegen die Belassung von Ruinen inmitten der modernen Städte äusserte und allenfalls einer Ruine wie der des Heidelberger Schlosses Existenzrecht gab, da sie entrückt über dem Leben throne, dann versuchte der Kunsthistoriker in ihm gegenüber dem ehemaligen Kunstschutzoffizier im Ersten Weltkrieg verzweifelt einen festen Standort aus dem geschichtlichen Wissen gegenüber dem bedrängenden Chaos zu finden.

Schon 1868 hatte der Dresdener Galeriedirektor *Karl Woermann* angesichts der in Trümmern liegenden Städte aus dem amerikanischen Bürgerkrieg empfunden, dass hier die Begriffe der klassischen Ruinenromantik nicht mehr passten. Zu frisch waren die Wunden an den Häusern als Zeugnisse unmittelbar vorhergehender Ereignisse. Spätestens aber mit dem Ersten Weltkrieg war es vorbei mit der bildungsbürgerlichen

Vorstellung der «schönen Ruine». *Fritz Schumacher* notierte dies damals sehr sensibel angesichts einer Reise durch den Kriegsschauplatz in Belgien. Nach dem Zweiten Weltkrieg empfanden dies Männer wie *Walter Henkels* oder der Kunsthistoriker *Wilhelm Hausenstein* angesichts der gigantischen Trümmerlandschaften: «Es ist schwerlich anzunehmen, dass das Auge die neuen Trümmer schön finden und mit Liedern preisen wird, wie es mit den Burgruinen geschah.»

Allen romantisierenden Überlegungen standen die Ruinen der Neuzeit als Menetekel gegenüber, das weit über das alte Vanitas-Symbol hinaus die Menschen unmittelbar anging. Die Ruine war kein besonderer Einzelfall, sondern sie war hundert- und tausendfach technisch produzierbar geworden. Das 20. Jahrhundert ist das Jahrhundert der Ruinen. Aber schon 1911 hatte der Berliner Philosoph *Georg Simmel* die Mitschuld des Menschen an Ruinen, an Zerstörung und Verfallenlassen in seiner «positiven Passivität» angesprochen und damit den bequemen Fluchtweg in die Romantik versperrt.

Ruinenintegration – Ruineninszenierung

Wie immer man auch in den vergangenen 50 Jahren mit Ruinen umgegangen ist, das reine Belassen der Ruine als Gegenstück zum getreuen Wiederaufbau ist nirgends möglich gewesen. Auch die Ruine brauchte ihren Platz in einer vom Menschen geschaffenen sinngebenden, erklärbaren Umwelt. Und so geschah auch das Belassen, das Annehmen der Ruine nie in ihrem So-Sein, in ihrer vom Zusammenbruch der Geborgenheit in der zeitgezeichneten chaotischen Form.

Stets geschah das, was ich das Emblematische in der Erhaltung von neuen Ruinen nennen möchte. Wo immer wir Ruinenerhaltung, Ruinenintegration oder Ruineninszenierung finden, da sehen wir jenes in der alten Sinnbildkunst übliche Schema aus Bild, Motto und Subskription.

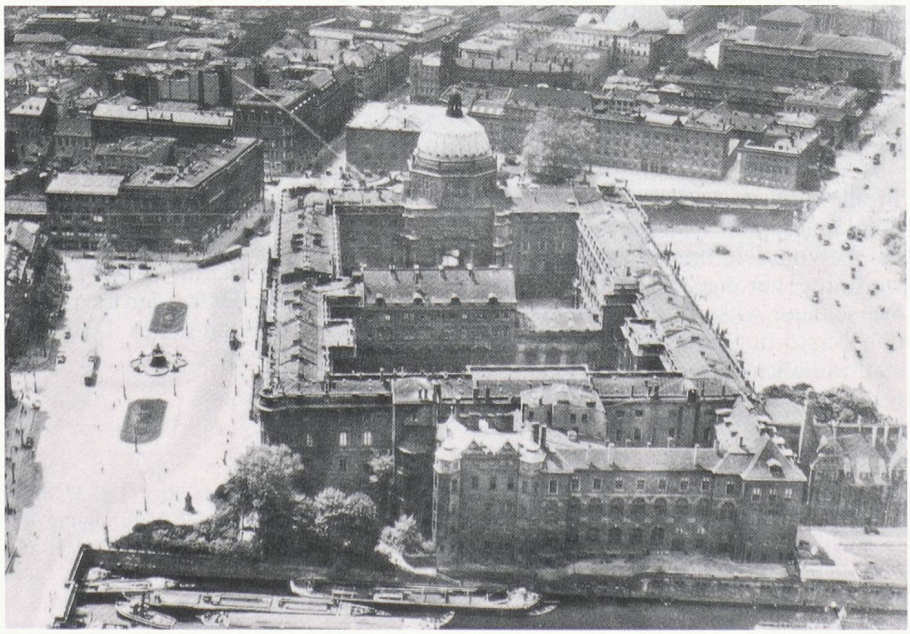
Entscheidungen dieser Art wurden bei uns fast immer spontan gefällt. Andernorts, z. B. in der ehemaligen DDR, sind sie oft aus vielfältigen Gründen vertagt worden, oder sie wurden aus politischen Gründen hintertrieben. Und so erleben wir gerade heute, nach über einer Generation, die Neuauflage der damaligen Auseinandersetzungen. Es hat sich gezeigt, dass kollektive Traumata unter einem bestimmten politischen Klima eine sehr lange Inkubationszeit haben können. Es ist dankbar anzumerken, daß die Debatte z. B. um die *Frauenkirche* in *Dresden* auf einem bis auf wenige Ausnahmen sehr hohen Niveau geführt wurde. Die Beteiligten hatten ein Recht auf die nötige Zurückhaltung und den gebührenden Respekt seitens derjenigen, die zwar fachlich involviert, aber doch Betrachter von aussen waren. Oder, um es mit *Lessing* zu sagen: «Nicht die Wahrheit, in deren Besitz irgendein Mensch ist, oder zu sein vermeinet, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Wert des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte, worin allein seine immerwachsende Vollkommenheit besteht.»

Die Kopierbarkeit von Baudenkmälern

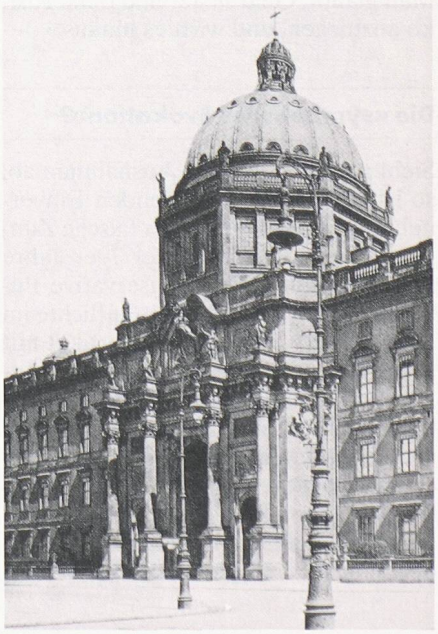
Einer solchen aufrichtigen Mühe, hinter die Wahrheit zu kommen, bedürfen wir auch bei dem anderen Thema, das gegenwärtig aus ähnlichen Anlässen Fachleute und interessierte Öffentlichkeit gleichermassen entzweit: bei der Frage nach der *Rekonstruierbarkeit bzw. Kopierbarkeit von Baudenkmalen*, die in ihrer Substanz gänzlich vernichtet sind.

Einzig beim Goethe-Haus in Frankfurt hatte es unmittelbar nach dem Kriege eine ernsthafte Debatte hierüber gegeben. Und zu Recht ist dieser Bau im entsprechenden Bande Frankfurt der Denkmaltopographie nicht mit einem Foto, sondern mit einer Aufrisszeichnung belegt. Heute aber wird kaum noch diskutiert, sondern es werden Glaubensbekenntnisse ausgetauscht.

Die flapsige Bemerkung eines Berliner Kollegen, es handle sich hier um «Gemütspflege» wertet die schwierigen psychologischen Hintergründe ab, die in einigen aktuellen Fällen gerade jetzt zu solchen Wünschen führen. Sie verkennt die tiefen Wunden, die hier durch barbarische Entscheidungen in Kenntnis anderer Möglichkeiten geschlagen worden sind. Sie sieht nicht jenes Gefühl von Ohnmacht bei den einen und die vielen «guten feigen Gründen des Schweigens» bei den anderen, jenen nie verwindbaren Skandal, die traumatische Nachwirkung der oft noch erhaltenen Bildsequenzen des Versinkens, das Katakombenhoffen – das aber, so bitter es ist, keine Erfüllung finden kann.



Das Berliner Stadtschloss, von A. Schlüter, 1706. Im Krieg stark beschädigt, 1951 abgetragen. Eine Rekonstruktion – «Schaupackung als Alibi?»



Das Hauptportal des Schlosses wurde in das Staatsratsgebäude der DDR eingefügt ...

Der «Römer» in Frankfurt. Die Rekonstruktion der im Krieg völlig zerstörten Häuser löste eine heftige Kontroverse aus

Hier sei eine Passage aus *Fritz Schumachers* berühmtem Kampfruf gegen den kopierenden Wiederaufbau von St. Michaelis in Hamburg 1906 zitiert: «Ihr habt keine Ahnung von Architektur! Nicht das, was man in Zentimetern festlegen kann, gibt die Musik eines Werkes; in dies rohe Schema geheimnist erst die Hand des fühlenden Meisters den Zauber der Wirkung, wenn er das Detail in natürlicher Grösse schafft. Und wenn Ihr seine Handschrift noch so sehr zu imitieren trachtet, schon die nächste Generation wird die gefälschten Unterschriften nicht mehr honorieren. Wenn sie richtig empfindet, wird sie keinen Respekt haben vor der Kopie; dieser Respekt lässt sich nicht zwingen, den gibt nur der echte Hauch aus einer Zeitepoche. Das ist das eine: Man glaubt, Kunst zu respektieren, und durch die Art, wie man es tut, zeigt man, wie niedrig man sie einschätzt und verachtet. Man glaubt, Geld sicher und ohne Risiko anzulegen, und wirft es hinaus.»

Die «synthetische Evokation»?

Sieht man von einigen Ausnahmen ab, so ist nach dem weitgehenden Einvernehmen in dieser Frage der falsche Zungenschlag erst Anfang der 70er Jahre neu entstanden. Der konservative Publizist *Armin Mohler* veröffentlichte im Januar 1974 einen Zeitungsartikel mit der Schlagzeile «Denkmalschutz in Zukunft ohne Patina?», in welchem er Patina als Zufall, Willkür und Verderb ansprach. Dementsprechend propagierte er die «synthetische Evokation» als Ausweg: Beim Schrumpfen des «Vorrates an lebendiger Vergangenheit» werde man bald zu Neubauten von Altstädten und Denkmalen schreiten, und es wäre gut, dann über eine entsprechende Denkmaltheorie zu verfügen. Dies schrieb er nahezug unbemerkt von der Fachwelt, die damals voll mit der Vorbereitung des Europäischen Denkmalschutzjahres beschäftigt war.

In Art jener «synthetischen Evokation» sind in den letzten Jahren, gegen das Votum der Denkmalpfleger, einige spektakuläre Nachbauten langst vergangener historischer Gebäude entstanden, wobei niemals die Gegenstände selbst, sondern nur ihre Abbilder wieder Gestalt angenommen haben. Der vielfältige Quellenwert des Originals war nicht wieder zum Leben zu erwecken. « Im reproduzierten Denkmal ist der Anschauungswert ein Hilfsmittel bestenfalls zur mehr oder minder emotionalen Reflektion über Geschichte als Vergangenes. Am originalen Monument hingegen umschreibt dieser Begriff die sichtbare Anschaulichkeit von Geschichte als Gegenwart.» (August Gebessler).

Beispiel Berliner Schloss

In allen diesen Fällen aber haben die Denkmalkopien – und das unterscheidet sie von dem immer wieder als Beweismittel herangezogenen Vorbild der Warschauer Altstadt – Jahrzehnte nach den Zerstörungen und Veränderung des stadträumlichen Umfeldes den Charakter einer salvatorischen Stellvertreterfunktion. An der ans Pathologische grenzenden aktuellen Debatte um das ehemalige *Berliner Schloss* kann dies gegenwärtig verfolgt werden. Wer spürte nicht die absolut unbefriedigenden Proportionen des weiten Platzes, dort wo jetzt der «Palast der Republik» steht? Dieser Bau, der nicht jenes «hervorragende Beispiel unserer sozialistischen Nationalkultur» ist, wie es *Erich Honecker* bei seiner Einweihung pries, sondern vielmehr die ans Plagiat grenzende Paraphrase eines Kongresshallen-Entwurfes von *Peter Behrens* 1934 für das Heiligengeistfeld in Hamburg, ist aber die logische Konsequenz einer weiträumigen Proportionsveränderung im gesamten ehemaligen Berliner Stadtzentrum.

Man kann einen Nachbau des Schlosses so suggestiv als Phantom inszenieren, wie es gegenwärtig geschieht. Eine stadträumlich und städtebaulich stringente Antwort aber kann nur von einer nüchternen und konsequent in die Tat umgesetzten Analyse des Umfeldes kommen. Es entstünde sonst nur eine «Schaupackung» als Alibi.

Eine fahrlässige Theorie

So kann der Ruf nach dem Wiederaufbau gänzlich zerstörter Bauten als Unterpfand letztlich zum Stellvertreter für vieles nicht Erreichbare, vieles politisch nicht Durchsetzbare oder auch nicht Gewollte werden. Er kann zum Alibi für den Gebenden und den Nehmenden verkommen. Die Illusion der in ihren dinglichen Zeugnissen wiederholbaren Geschichte kann im Verein mit handfesten wirtschaftlichen Interessen die Wachsamkeit nur einlullen. 1983 hat Walter Haas dies auf den rationalen Kern zurückgeführt, indem er die Frage auf ihren eigentlichen Wahrheitsgehalt reduzierte. Der aber lautet: «Man kann sich fragen, ob an der Stelle eines einstigen Denkmals ein Neubau errichtet werden könne, der dem ursprünglichen so ähnlich sieht wie möglich. Dies kann die Öffentlichkeit wollen. Wer dann aber ja sagt und behauptet, das alte Haus stehe wieder, dem muss man entgegnen: Das ist nicht wahr! Entweder lügst du nur deinen Zuhörer an oder auch dich selbst».

Die Theorie von der Kopierbarkeit abgegangener Architektur ist also fahrlässig und ihre Urheber werden letztlich zu Wasserträgern potentieller Denkmalzerstörung.

Adresse des Verfassers: Prof. Dr. *Manfred Fischer*, Vorsitzender der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland, Hamburg.